



Die zickige alte Dame im Herzen der Fabrik: Die Reading, eine 17 Meter lange amerikanische Strumpfmachine, wurde kurz nach dem Zweiten Weltkrieg gebaut und produziert seither 150 Strumpfpaaere am Tag. Vorausgesetzt, der Arbeiter Eduardo Majchrowski (unten) hält sie bei Laune.



# Strumpf ist Trumpf

In einem Dorf in Südfrankreich werden die Nylonstrümpfe der Firma Cervin seit fast hundert Jahren in Handarbeit hergestellt. Dank Retrotrend und Internethandel laufen die Geschäfte gut. Doch es mangelt an Fachpersonal

VON ANNE BACKHAUS

**K**aum öffnet sich die Tür, strömen ohrenbetäubender Lärm, Hitze und ein intensiver metallischer Geruch nach draußen. „Zumachen, schnell!“, ruft es von drinnen. Eine Schaufensterpuppe empfängt am Eingang, sie trägt nichts außer Strapsen und feinen Nylonstrümpfen. Direkt hinter ihr füllt eine stählerne Maschine die komplette Länge des schmalen Fabrikraums. Sie schnauft wie ein wildes Tier und wird gerade per Hand gefüttert.

Eduardo Majchrowski, 65, ist mitten in der Weihnachtsproduktion. Er spannt weiße und schwarze Nylonfäden in das Ungetüm, flucht dabei. Dann schüttelt er den Kopf und sagt: „Ich mache die feinsten Strümpfe für Frauen. Und dafür muss ich jeden Tag eine Frau bezwingen.“ Damit meint er die schnaubende Webmaschine. „Sie ist zickig, mag vor allem keine Kälte“, sagt Majchrowski und schlägt seine Hand ein paar Mal liebevoll auf ihre Seite.

Das antike amerikanische Stahlweib, eine sogenannte Reading, wurde direkt nach dem Zweiten Weltkrieg gebaut und ist 17 Meter lang und 16 Tonnen schwer. Die Maschine ist das Herzstück des Damenstrumpferstellers Cervin L'Arsoie. Wenn sie gut läuft, spuckt sie einmal pro Stunde dreißig halbe Nylonstrümpfe aus, die später per Hand zusammengenäht werden. Insgesamt schafft sie 150 Strumpfpaaere pro Tag. Oft läuft sie aber nicht gut, das erkennt Majchrowski an ihrem Klang oder an den Ziehäden, die ihn besonders ärgern. Viele Male am Tag stoppt er deshalb die gewaltige Maschine, tauscht zersplitterte Nadeln aus und justiert Metallteile. Weltweit gibt es nur sechs solcher Textilmaschinen, zwei etwas kleinere von ihnen stehen gleich im Nebenraum, und kaum jemanden, der sie bedienen oder reparieren kann. „Man muss ein Gefühl für sie bekommen“, sagt Majchrowski, der seit knapp zwei Jahrzehnten an der Reading arbeitet. „Ich habe so viele Jahre mit ihr verbracht und weiß noch immer nicht alles.“

Die Couture-Strümpfe, die Majchrowski heute produziert, verkauft Cervin unter dem Namen „Fully Fashioned“. Sie sind 20 Denier stark, besonders fein und transparent, und werden mit einem Strapsengürtel getragen. Angelehnt an die Strumpfmode der 40er- und 50er-Jahre, mit einer rückwärtigen Naht, die in einer V-förmigen und als französisch bezeichneten Hacke endet, ist das Modell einer der Verkaufsschlager und zugleich Emblem des Produkts „Cervin Paris“. Ein Nischenprodukt, das Konkurrenzlos ist. Nirgendwo sonst werden wie hier noch derartige Seiden- und Nylonstrümpfe in Handarbeit hergestellt.

„Frauen wollen sich wieder mehr wie Frauen kleiden“, sagt Serge Massal, 60, der das Familienunternehmen in dritter Generation leitet. So erklärt er sich einen Teil seines Erfolgs. Früh beschloss er, traditionsbewusst zu produzieren und gegen jeden Trend an den klassischen Strumpfmodellen festzuhalten. Das war 1988. Da hatte er die Firma von seinem Vater André übernommen, die zwar im Produktamen mit Paris wirbt, sich in Wahrheit jedoch in Sumène im Süden des Landes verbirgt.

Zwischen bewaldeten Hügeln und kurvi-gen Straßen, gleich neben dem kleinen Strom Le Rieutord, schmiegen sich unauf-fällig zwei Fabrikgebäude in die verwinkel-ten Gassen. In dem einen rattern bis zu zwanzig Stunden am Tag die alten Maschi-nen, in dem anderen arbeiten 55 Näherin-nen, Qualitätsprüfer und Färber. Jeder Arti-kel von Cervin wird hier manuell produ-ziert, verpackt und dann verschickt. Unter-wäscheketten wie Victoria's Secret und Agent Provocateur hatten sie im Sorti-ment. Models trugen sie auf den Schauen von Dior und Jean Paul Gaultier. Dita von Teese, die weltberühmte Burlesque-Tänzerin, bestellt die einzigartigen Nylons – genau wie Hunderttausende Kundinnen welt-weit. Denn das Luxusprodukt ist zwar edel, aber zugleich durchaus erschwinglich: In Europa ist das günstigste Modell für knapp 30 Euro zu haben, das teuerste Paar aus Seide kostet 100 Euro.

Satz, in dem er nicht selbst die Qualität sei-nes Produktes lobt. „Seit 1920 kleidet Cervin die Beine aller Kundinnen reich an handwerklichem Fachwissen“, sagt er. Oder auch: „Wir nutzen nur die edelsten Materialien wie reine Seide, Kristall-Nylon und Kaschmir.“ Keiner kenne Frauenbeine so wie er. Er hat vielleicht recht – aber vor allem spricht aus seinen Sätzen die Sorge um die Zukunft.

Das Geschäft läuft derzeit zwar gut, vor allem in der Vorweihnachtszeit, doch Krisen sind nichts Neues in der Strumpfbranche. In den 50er-Jahren tauschte man die Produktionsanlagen der Nahtstrümpfe komplett aus, weil plötzlich nahtlose Strümpfe aus neuartigen Rundstrickma-schinen angesagt waren. Der Minirock sorgte dann in den 60er dafür, dass die Strumpfhose die Strümpfe mit Strapsen ablöste. Und schließlich drängte die Jeans auf den Markt und machte beides überflüssig. Als vor ein paar Jahren Leg-gins ausgehtauglich wurden, zitterte die Branche erneut. Der stete Niedergang der Strumpfwaren sorgte über die Jahrzehnte für die Schließung vieler Fabriken und den Verlust etlicher Arbeitsplätze. In Deutsch-land waren im Jahr 1970 laut Gesamtver-band der Deutschen Maschen-Industrie in 95 Strumpffabriken insgesamt 37700 Men-schen beschäftigt. 2014 gab es noch 13 Be-triebe mit 4215 Mitarbeitern.

## 4000 Nylonstrümpfe

verkaufte der amerikanische Chemie-Konzern DuPont im Jahr 1939 in wenigen Stunden – den gesamten ersten Ausstoß einer Versuchsanlage. Kurz darauf bot die Firma am sogenannten Nylon Day ihre Strümpfe landesweit an. Vier Millionen waren innerhalb von zwei Tagen ausverkauft. Die reißfeste Kunstseide fand dann zunächst als militärisches Material im Zweiten Weltkrieg Verwendung. Danach kamen die Nylons zurück in die Geschäfte und bestimmten in Europa und den USA den Markt, bis im Jahr 1955 nahtlose Strümpfe entwickelt wurden.

Massal, der Chef, durchquert mit großen Schritten das Lager, in dem sich auf Regalen zu allen Seiten aufreizende Straps-strümpfe, Halterlose und Strumpfhosen stapeln. Es gibt 65 verschiedene Modelle in zehn verschiedenen Farben. Täglich gehen bis zu 250 Päckchen raus, 70 Prozent davon sind besonders feine Nylons. Cervin wird rund um die Welt geordert, die meisten bestellen aber aus Deutschland, England, Italien – und Frankreich selbst. Vor einer Mitarbeiterin, die hauchdünne Seidenstrümpfe auf einem von unten beleuchteten Tisch ausbreitet, bleibt Massal stehen. „Wir kontrollieren jedes einzelne Paar“, sagt er und beugt sich wie zum Beweisen hinunter und kneift die Augen zusammen. Dann richtet er sich auf, zeigt die alten Singer-Nähmaschinen, das Seidenlager, die Kreativwerkstatt und Dutzende Beinmodelle aus Aluminium, streng nach europäischen und asiatischen Maßen getrennt. Massal äußert dabei kaum einen

Cervin kämpft ebenfalls immer wieder mit Umsatzeinbrüchen. Anders als viele Mitbewerber lehnt Serge Massal jedoch die Massenproduktion im billigen Ausland grundsätzlich ab. „Ich dachte mir, früher oder später würden die Menschen wieder nach Qualität verlangen“, sagt er. „Handgefertigte Ware aus Frankreich steht für pure Qualität. Trotzdem musste ich bangen, ob wir es schaffen würden, diese Qualität zu halten.“

Zugute kamen ihm Retrotrends und Internethandel: Massal hat komplett auf den Verkauf im Netz umgestellt. Sein neuester Coup sind Pflanzenfarben. Mit gleichzeitig sexy und ökologisch korrekten Strümpfen will er im kommenden Jahr noch ein paar Kundinnen dazu gewinnen. „Ich muss aber lernen loszulassen“, sagt Massal am Ende des Rundgangs. Er blickt etwas wehmütig durch die Produktionshalle. „Es ist ein kompliziertes Geschäft“, sagt er dann. „Ich habe keine Kinder, die es von mir über-nehmen könnten.“

Generell ist es schwierig, Angestellte in den kleinen Ort in Südfrankreich zu locken. Vor allem an Fachpersonal mangelt es. Eduardo Majchrowski bringt seit einigen Wochen der Auszubildenden Isabelle Voluber, 33, das Handwerk bei, die alten Maschinen zu bedienen. Die beiden laufen täglich viele Kilometer auf und ab, immer an der ohrenbetäubenden Reading entlang. Immer mit dem Blick auf die tausenden feinen Nadeln und das sensible Nylon-gewebe gerichtet. „Ich weiß aber nicht, ob ich das wirklich mein Leben lang machen möchte“, sagt die Auszubildende, die Hände und Unterarme voller Schmieröl. Auf einem kleinen Abstellstisch liegt ihr Notizbuch. Darin hat sie in krummer Handschrift 100 Arbeitsschritte aufgeschrieben. So viele braucht es, um einen halben Strumpf zu produzieren.

## Das richtige Trinkgeld

Die Trinkgeld-Sitten in den USA waren für Besucher aus Europa immer etwas ungewohnt. Das Tip (Abkürzung von „To Insure Promptitude“, übersetzt etwa: sich prompter Bedienung versichern) wird meist fix auf der Rechnung ausgewiesen, der Gast muss nur ankreuzen, welche Prozentzahl zwischen 15 Prozent und 25 Prozent der Rechnung er zusätzlich für den Service bezahlen möchte. Am Ende des Tages werden die Pflicht-Trinkgelder für gewöhnlich auf alle Angestellten aufgeteilt. Diese Praxis sollte sicherstellen, dass Servicekräfte auch mit minimalem Grundgehalt ihr Auskommen haben. Das System bröckelt aber seit einiger Zeit, zum einen gibt es unter Arbeitgebern in der Branche, allen voran der New Yorker Groß-Gastronom Danny Meyer und der Brooklyner Szenewirt Andrew Tarlow, die Tendenz, das Gehalt der Bedienungen so zu erhöhen, dass sie nicht mehr auf Trinkgeld angewiesen sind. Dafür werden die Speisen auf der Karte etwa um 20 Prozent teurer. Die Wirte können mit den Mehreinnahmen auch die allgemein steigenden Arbeitskosten besser ausgleichen. Zum anderen hat ein Erlass der US-Steuerbehörde dazu geführt, dass bei Partys und großen Gruppen im Restaurant das Tip nicht mehr extra ausgewiesen wurde – und viele Kellner gerade an den Festtagen nahezu leer ausgingen. Bis auf Weiteres bleibt das Trinkgeldgeben in den USA also kompliziert. XIG

## Bei ihr: Lieber Helm als Blockflötengesicht

Ein Nachteil des Winters ist der allgemeine Hang zur Mütze. Er ist verständlich, weil Gefrierbrand an keinem Körperteil mehr schmerzen kann als an der zarten, durchscheinenden Ohrmuschel. Schön ist dieser Hang allerdings nicht, vor allem nicht in einer Saison, in der wippende Pelzbommel auf den aktuellen Mützenmodellen das Straßenbild zur infantilen Farce machen (um nicht weiter auf die vielen Marderhunde einzugehen, die dafür in China sterben!). Wird die Mütze zweckmäßig getragen, also über die Ohren gestülpt und tief in der Stirn, kratzt sie nicht nur wie blöd, sondern macht auch die hübscheste Visage zum Blockflötengesicht. Aber der Winter ist bisher ausgefallen, was natürlich besorgniserregend ist. An dieser Stelle soll es aber erlauben sein, sich wenigstens über die modischen Vorteile der Klimawärmung zu freuen: die Freiheit, unsere Kopfbedeckung aus Jux und Dollerei zu wählen! Dieses Modell von Miu Miu ist besonders zu empfehlen: Es vereint die schrullige Exzentrik von Sherlock Holmes (stilistisch gesehen immer eine gute Idee) mit den schützenden Eigenschaften einer Reitkappe. Anleihen vom Reithelm sind sowieso das neue Ding in Sachen lustiger Hut und die lang ersehnte Ablöse von Hasen- und Katzenohren, einer zutiefst britischen Idee, die sich viral auf der ganzen Welt verbreitet hatte. Es kommt zwar nicht oft vor, dass beispielsweise ein Klavier von oben kommt. Aber das Risiko, dass einem die Decke auf den Kopf fällt, ist in diesen Tagen weitaus höher, als dass einen eine Schneeflocke trifft. JULIA WERNER

## LADIES & GENTLEMEN DECKEL DRAUF!



## Bei ihm: Treue Ersatzfrisur

Kaum ein Accessoire begleitet einen Mann so treu und unverändert durch sein Leben wie die Mütze. Vor dem Kindergarten wird sie einem aufgesetzt und erst vor dem Friedhof wieder abgenommen, wenn überhaupt. Mit einer Mütze beerdigt zu werden ist ja auch eine recht beruhigende Vorstellung. Egal, in welchem Lebensabschnitt jedenfalls, die Mütze ist dem Wohlfinden eigentlich immer zuträglich. Sie ist Kissens to go, Dauerfrisur und Glatzentünche, sie rettet einen in ICE-Abteilen vor der Zugluft, hält die Gedanken beisammen und macht allgemein Mut – daher kommt übrigens auch ihr Name. Kein Wunder, dass der dünne Beanie mittlerweile als Ganzjahres-Utensil genutzt wird. Wobei schon gesagt werden muss, dass Dauermützenträger mit der Zeit ein bisschen weich in der Birne wirken. Ein dicker Klassiker wie diese Carhartt-Mütze mit weitem Umschlag sieht in geschlossenen Räumen außerdem gerne mal zu dick aus. Wichtig bei solcher Mützenform: Sie muss ausreichend groß sein, sonst fürchtet man immer, sie würde ihrem Träger demnächst vom Kopf flippen. Wo genau am weiten Schädelrund man das Label-Patch platziert, darüber streiten sich die Wissenschaftler. Auf der Fortsetzung des Nasenrückens mag eine geometrisch befriedigende Antwort sein, aber Punk ist es nicht. Dann lieber eine Winzigkeit nach links versetzen und bei Gelegenheit eine Winzigkeit zu weit nach rechts drehen. Mützendrehen ist eine Geste, die an das Hutzurechrecken der Cowboys erinnert, also gewissermaßen evolutionär cool. MAX SCHARNIGG